

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 58.

Posen, den 10. März 1929.

3. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Kolthstr. 5.

Das kalte Nest.

Originalroman von Lisa Barthel-Winkler.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Zu ihrer Mieterin — Frau Hedwig Graek,“ beeilte er sich zu antworten.

„Ach!“ dröhnte ihn ein bahähnlicher Alt an; die Augen blitzten auf. „Zu der geretteten Seele!“

Verständnislos glitten seine Blicke an ihr nieder. Sonderbares Wesen...

„Wissen Sie vielleicht, ob Frau Graek zu Hause ist?“

„Sie wandelt den Pfad derer, von denen die Schrift sagt: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden!““

Hanns Herbert wich zur Seite.

„Frau Graek ist meine Frau,“ sagte er. „Ich möchte sie sprechen.“

„Das glaube ich nicht!“ erwiderte eisig die Rothhaarige. „Denn das Weib soll dem Manne anhangen. So aber das Weib dem Manne nicht anhangen kann, ist er dessen unwert und besitzt keine Rechte mehr an ihr!“

„Ach, reden Sie doch keinen Unsinn!“ brach Hanns Herbert aus. „Wissen Sie, wo meine Frau ist — oder nicht?“

„Ich weiß es und weiß es nicht. Denn für den Drachen Mann soll man unwissend sein! Es geziemt ihm nicht zu wissen, was die Weisheit weiß!“

„Quatsch!“ murmelte Hanns Herbert wütend in sich hinein. „Wollte ihn dies Weib verpöten?“

Die Rothhaarige besaß ein feines Gehör.

„Sündiger Mensch!“ donnerte sie ihn an, und drei Nachbarinnen steckten grinsend ihre Köpfe auf einmal aus den Türen. „So du deinen Mund aufst, um die, so redet nach ihrem Herzen, zu beleidigen, wird einst der Posanenton des Herrn an dein Ohr dringen, und deine Seele wird sich krümmen wie ein elendiger Wurm! Fleuch von ihnen, denn ich weiß, deine Zeit ist noch nicht gekommen! Willst du aber noch nicht auf die Weisheit hören, so poche in der Dämmerung des Abends an diese Türe, und sie wird dir aufgetan sein!“

Mit zurückgeworfenem Haupt, ein unirdisches Glänzen in den Augen, versank die Sybille, wie sie gekommen war — zuerst die dicken Filzschuhe, dann das schwarze Samtkleid und zuletzt die rote Haartrone.

„Na, dem hat's die Spillerichen ordentlich gegeben!“

Hörte er die Nachbarinnen kichern.

Hanns Herbert stürzte an ihnen vorüber und atmete drunten erlöst die frische Luft ein. Zum Gespött der Weiber mußte er sich hergeben — durch den Troß Hedwigs! Wie durfte sie sich in solchem Hause vergraben? Was trieb sie? Was sollte das alles?

In seinem Zorn stapfte er mit schweren Schritten voraus, sah sich nicht mehr um und stand erst vor seiner Dienststätte still.

Das eine war ihm von den grollenden Worten des verrückten Weibsbildes im Ohr geblieben: in der Dämmerung. Dann war sein Dienst zu Ende. Er würde es

noch einmal versuchen. Traf er sie auch dann nicht, dann wollte er ihr schreiben.

Es war ihm nicht leicht, auszuhalten bis zum Nachmittag. Aber er wußte jetzt wenigstens: sie lebte, er konnte sie finden!

Diesmal nahm er eine Droschke.

„Ich hab's sehr eilig!“ sagte er dem Kenter.

Kinder johlten dem Kraftwagen neugierig nach. Es war eine armselige Gegend.

Als er bei der Witwe Speck klingelte, schabte diesmal ein Schritt über die Diele, die Tür öffnete sich. Vor ihm stand, rund und hochbrüstig, um die Mitte geschnürt, Klementine, verwitwete Speck. Sie ahnte, das war „er“. Denn beim Heimkommen hatte ihre Freundin Lola Spillerich ihr die Nachricht gebracht, wie der Drache Mann gekommen sei, seine Beute zu holen, wie sie ihn aber in die Flucht geschlagen habe...

„Ich möchte Frau Graek sprechen,“ bat Hanns Herbert unsicher.

„Mit wem habe ich denn das Vergnügen?“ fragte Frau Speck süß.

„Ich bin der Gatte der Frau Graek.“

„Ach. Wirklich?“

„Welch ein Hohn diesem Frauenzimmer um die Rippen lag...“

„Ist sie zu Haus?“ drängte er rauh.

„Bitte. Kommen Sie herein.“

Drinnen mußte er auf dem Flur warten. Ein Geruch von Kohlrüben und frischer Wäsche würgte ihn. Frau Speck verschwand hinter einer Tür. Drinnen Getuschel. Er hörte deutlich die leise Stimme Hedwigs zwischen der fettigen, warnenden der Frau Speck. Eine sinnlose Wut überfiel ihn. Hedwig wußte, er war da — und sie ließ ihn hier warten!...

Endlich... die Angeln quietsteten etwas.

„Sie erlaubt's Ihnen!“ flötete Frau Speck.

Er trat an ihr vorüber in das Zimmer und schloß hinter sich.

Da war sie!...

„Hedwig!“

Schmal, schlank und dennoch weich stand sie am Tisch; um den Kopf die kurzen, schimmernden Locken wie einen Heiligenschein.

„Hedwig!“

Glutrot flammten ihre Wangen. Aber sie hieß ihn nicht willkommen. Sie neigte nur stumm den Kopf.

Seine Sehnsucht, seinen Zorn, seine Bitten, seine Vorwürfe — er vergaß sie in diesem Augenblick. Er sah nur noch die rührende Gestalt. Ein Zittern überfiel ihn.

„Ich dachte — du hättest — dir das Leben genommen!“

Heiß durchströmte es sie. Er hatte um sie gelitten! Spürte sie aus diesen gepreßten, gequälten Worten. Aber sie mußte stark bleiben — um sich selber — um des Kindes willen.

„Nein, Hanns Herbert. Ich habe mir nur Obdach und Arbeit gesucht.“

Er wagte nicht, auf sie zuzustürzen und sie an sich zu reißen; er fühlte, da war noch eine Mauer zwischen ihnen. Matt griff er nach einem Stuhl und sank darauf

nieder. Die Beine zitterten unter ihm nach den drei schlaflosen Nächten.

„Wie konntest du mir das antun? Ueberall hab' ich dich gesucht. Die Polizei hab' ich aufmerksam gemacht! Keine Nacht geschlafen —“

„Das tut mir leid, Hanns Herbert. Aber es mußte sein.“

„Es mußte sein?“ brach er aus. „Ich begreife das nicht! Warum denn, um Gottes willen? Weshalb denn? Dieser Wahnsinn! Mitten aus unserem glücklichen Eheleben verläßt du deinen Mann, deine Wohnung ohne ein Wort der Erklärung — und gehst! Erkläre mir das doch!“

Vielleicht nickte Hedwig bei seinen Worten.

„Du forderst Erklärungen? Du fragst nach — der Ursache? Hanns Herbert, wir haben monatelang nebeneinander gelebt, und du sahst mich von Tag zu Tag unglücklicher werden —“

„Aber warum? Warum?“

„Du merktest, ich wurde blässer, ich aß nicht, ich sprach nicht, ich schlief nicht. Da hattest du keine Frage. Nur Vorwürfe: „Du bist so eigensinnig! Du bist so rücksichtslos! Ich verstehe dich nicht! Du hast es doch so gut!““

„Herrgott, so sag' mir doch —“

„Das ist es ja eben, Hanns Herbert. Daß du es nicht fühlst! Daß du nicht verstehen kannst! Du nicht — und deine Mutter nicht!“

„Daß doch meine Mutter aus dem Spiel.“

„Das kann ich nicht — wenn ich dir Erklärungen geben soll!“

Er stand auf.

„Hedwig — ich kam her — so freudig, so glücklich, dich wiedergefunden zu haben! Ich wollte dich an mein Herz nehmen! Ich wollte dich nichts fragen, was dich verletzen konnte — und nun stehst du mir so abwehrend — so abwartend gegenüber!“

„Ja, ich warte ab, Hanns Herbert!“

Er schüttelte den Kopf; er hob stumm die Schultern.

„Siehst du, auch heute begreift du mich noch nicht!“ sagte sie schmerzlich. „Hanns Herbert, ich liebe dich genau so wie zu Anfang — ich bin gegangen . . .“

„Run?“

„. . . um dich nicht zu verlieren!“

„Du bist mir ein Rätsel!“

„So fremd sind sich also Weib und Mann . . .“

Sie setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf. „Denk doch einmal nach. Kannst du dir wirklich nicht erklären, weshalb ich ging? Schon vor unserer Hochzeit sagte ich dir: ich fürchte mich vor deiner Mutter, ich will nicht bei euch wohnen! Wie es doch dazu kam, weißt du. Ich beugte mich. Ich kam mit den ernstesten Vorsätzen: mich unterzuordnen, dir zuliebe auf meine eigenen Wünsche zu verzichten. Aber es half nichts. Es war schlimmer, tausendmal schlimmer, als ich's mir gedacht hatte. Es war unerträglich!“

„Hedwig — das ist —“

„Unerträglich! — Ja, Hanns Herbert. Deine Mutter thront in ihrem Heim wie eine Königin. Sie herrscht über dich, über das Mädchen, über den Kochtopf und über ihren Hausrat, über ein offenes oder geschlossenes Fenster, über ein Fleckchen auf dem Tischstuch — alles, alles ist ihr untertänig. Und ich — ich fremder Eindringling wagte es, von ihrer Herrschaft, ihrer Macht etwas für mich zu begehren! Ich bat sie — bat sie wie ein Dienstmädchen — um Arbeit! Ich verletzte ihre Hoheitsrechte!“

„Welch ein Ton!“

„Oh, wie ich deine Mutter aus dir höre! Du — nein, du verstehst mich nicht! Du bist ja von ihrem Blut! Du trägst sie ja in dir. Du fühlst ja mit ihrem Gefühl, du sprichst ihre Sprache. Nein — wie könntest du mich verstehen?“

„Meine Mutter —“

„Deine Mutter! Sie ist dein Ja und Amen! Warum hast du geheiratet, Hanns Herbert? Du hast

deine Frau an deine Mutter ausgeliefert . . . Ich hab' immer geglaubt, du würdest einmal wach werden, einmal verstehen! Aber du hörst nicht, du siehst nicht! Gut. Ich will es dir sagen — Wort für Wort — was dir so unmöglich zu begreifen ist.“

„Ja. Darum bitte ich.“

Hochauferichtet standen sie sich jetzt gegenüber. Die Erregung blühte aus ihren Augen. Waren das noch Liebende? Oder waren es Feinde — bittere Feinde?

„Eine Frau, Hanns Herbert, ist von der Natur auf Gnade oder Ungnade dem Mann ausgeliefert.“

„Das ist —“

„Erst sie selber, ihr Geist, ihre Fähigkeiten lösen sie aus der Knechtschaft. Er soll dein Herr sein — das ist die alte Weisheit der Vergangenheit. Wir wollen aber nicht Herr und Knecht, wir wollen Kameradschaft, Gleichheit und Menschentum!“

„Für eine Frauenrechtlerin habe ich dich bisher nicht gehalten.“

„Frauenrechtlerin? Nein, das bin ich nicht. Aber Menschenrechtlerin. So kannst du mich nennen.“

„Wortklauberei!“

„Das trifft mich nicht. — Ich will sachlich bleiben. Deine Mutter, Hanns Herbert, hat dich geboren — nun hat sie Rechte an dich. Glaubst sie zu haben. Gut. Ich ehre sie. Du aber bist Mann, du bist dir selber verantwortlich. Du heiratest. Damit gehst du neue Verpflichtungen ein.“

„Sicherlich — aber ich löse damit nicht alte.“

„Nein. Aber du änderst sie.“

„Bitte —“

„Jawohl. Gehörtest du bisher freiwillig nur der Mutter und ihren Wünschen: jetzt hast du eine Frau. Ein Wesen, deiner Liebe, deiner Ehre, deiner Treue, deinem Schutz ausgeliefert. Du bist ihr alles. Sie hat nichts als dich, denn sie verließ ihre Eltern, ihr Heim, ihre Freiheit. Sie hat nichts als dich. Wehe dir, wenn du sie nicht begreifst!“

„Wir wollen nicht theatralisch werden.“

„Wahrheit ist nie theatralisch. Nur, wenn man sich nicht an sie gewöhnt, klingt sie manchmal — ungewohnt.“

„Willst du mich damit zum Lügner stempeln?“

„Verdrehe meine Worte nicht. — Sie hat nichts als dich, diese junge, anbetende, vertrauende Frau. Sie will auch nichts als dich. Sie will vollkommen dein sein. Aber — du nimmst sie ja nicht. Du — fürchtest dich ja vor dem Geschenk.“

„Deine Sprache ist sehr dunkel.“

„Sie wird dir gleich hell werden. — Nein, du hast ja noch deine Mutter. Was die Mutter sagt, ist dir Befehl. Du pflanzt die junge neue Seele, die dein sein will, nicht in ein sonniges Land, daß sie gedeihen kann. Du stellst sie in den Schatten deiner Gewohnheit, deiner Vergangenheit. Du verlangst von ihr, daß sie blühe ohne Wurzeln.“

„Ist das Herz der Mutter deines Mannes nicht Boden genug für die Wurzel einer Liebe?“

„Nein, Hanns Herbert. Nicht einer Mutter wie der deinen! Das Herz einer selbstlosen Mutter kann Schirm und Schutz sein. Deine Mutter aber ist nicht selbstlos. Denn sie will nicht opfern — nichts opfern!“

„Das darfst du nicht sagen, Hedwig! Sie hat dich aufgenommen, sie hat für dich gearbeitet, sie teilt ihr Heim mit dir —“

„Höli! Halt ein. Hanns Herbert! Nicht aufgenommen? Wie? Für mich gearbeitet? Sie teilt? — Sieh es mit meinen Augen an: sie hat nicht geduldet, daß ihr Sohn seiner Frau ein wahres Heim schafft, weil sie ihn nicht hergeben wollte! Sie hat mir von ihrer Arbeit, von ihrer mütterlichen Macht nichts abgegeben, damit sie dir unentbehrlich bleibt, damit ich keine Rechte an dir erlange! Sie teilte ihr Heim mit mir, nur weil sie nicht einsam werden wollte, nur weil das Los von Millionen Müttern ihr zu schwer dünkte, weil sie ihr Schicksal belügen wollte!“

„Daß du so dachtest —“

„Das hast du nicht gefühlt! Nicht an meinem Schweigen, an meinem Kränkeln, an meiner Stimmung. Nicht daran, daß ich endlich zusammenbrach und dir sagte: Wähle zwischen deiner Mutter und mir. Es schien dir ungeheuerlich, daß ich das forderte!“

„Das erschein! es mir auch heute noch!“

„Stehst du! — Und da wagtest du es zu heiraten? Weist nicht, wie ein Mädchen, eine junge Frau denkt, empfindet, hofft? Hörtest nicht auf mich, als ich es dir sagte?“

„Du bist eben anders —“

„O nein, ich bin nicht anders als alle — alle, die den gleichen Weg mit mir gehen! Für viele kommt diese Versuchung nicht; viele haben gleich ihr eigenes Heim. Frag den Voitsmund alt und jung passen nicht zusammen — das hörst du überall. Frag: Wieviel Ehen sind zerbrochen, sind geschieden worden, weil die Armut unserer Zeit die jungen Paare zwingt, in das Haus der Alten zu zwingt?“

„Du willst also das Alter beiseite schieben? Du willst es unter die Jugend beugen? Es soll auf alles verzichten, weil die Jugend hinauf will...“

(Fortsetzung folgt.)

Musikgeschichten vor 200 Jahren.

Die ersten Konzerte für Geld. — Ein gewinnreiches Konzert. — Gefrönte Virtuosen. — Ein färschlicher Tambourmajor.

Von Gerhard Krause.

Solange unsere Erde besteht, wird Musik gemacht. Wir wollen heute nicht betrachten, wo und auf welche Weise man dies tut. Es wird aber interessant sein, zu erfahren, daß man schon seit Jahrhunderten Konzerte veranstaltet. „Zivilisierte Musik“ ging von den Höfen aus, sie war also mehr Privatunternehmen, interne Angelegenheit.

Es ist ein gutes Vierteljahrtausend her, daß zum ersten Mal Konzerte gegen Entrée stattfanden. Der erste Künstler, der Konzerte für ein Entgelt veranstaltete, war der Violinvirtuose Bonister in London, und zwar im Jahre 1672. Jean Abel, der Caruso des 17. Jahrhunderts, als erster Tenorist weit und breit bekannt, trat um diese Zeit mit Banister öffentlich gegen Eintrittsgeld auf. Abel war „Sänger und Kantenschlager“ am Hofe Karls II.

Zu den ersten Basssängern des vorigen Jahrhunderts gehörte der Italiener Ruggiero. Von seinem Konzert in Paris, bei dem noch Rubini und die Madame Grisi, beides Berühmtheiten ihres Faches, mitwirkten, erzählte man sich folgende reizvolle Anekdote:

Ein gewinnreiches Konzert! Einige Minuten vor dem Beginn trat Rubini mit heiterer Miene in das Vorzimmer des Konzertsaales und erkundigte sich bei Ruggiero über den Zuspruch des Publikums. „Das Konzert wird schlecht besucht,“ erwiderte dieser, indem er die Saaltür zur Hälfte öffnete und dem Künstler die vielen leeren Stühle zeigte. „Wohlan,“ rief Rubini, „was übrig ist, nehme ich!“ schrieb dann auf eine Menge Zettel das Wort „loué“ (gemietet), die der Billettverkäufer an die übrigen Plätze heften mußte.

Demoiselle Grisi hatte eben ihre große Arie unter dem großen Applaus der Anwesenden geendigt, als zwei ernst aussehende Engländer, jeder mit einem Doppelperspektiv bewaffnet, eintraten und sich vergeblich nach einem Sitz umsahen, denn auf allen Plätzen stand das „loué“-Zeichen. Als Ruggiero in diesem Augenblick durch den Saal ging, wurde er von einem der Engländer um zwei Sitze angesprochen. „Ich will Sie zu dem reichen und berühmten Herrn führen,“ sagte Ruggiero, „der sie alle bestellt hat,“ und brachte die Fremden zu Rubini ins Foyer.

„Meine Herren,“ sprach Rubini zu den Engländern, „ich habe für 1000 Francs Sitze gekauft, um den Benefizianten einen Freundesdienst zu erweisen. Beliebt es Ihnen, zwei Plätze für diese Summe zu nehmen, so stehen sie zu Ihren Diensten.“

Der Ton verwunderte die ehrgeizigen Briten. Der eine stellte gelassen einen Scheel über diesen Betrag aus, und nachdem er ihn dem Künstler übergeben hatte, nahm er mit seinem Begleiter die beiden Plätze ein. Beide kannten Rubini nicht. Als er aber darauf erschien und alle zur Begeisterung hinriß, stimmten auch die beiden Engländer in den Applaus ein und erklärten, daß sie das Vergnügen, Rubini gesprochen und singen gehört zu haben, keinesfalls zu teuer erkauft hätten.

Karl IV., König von Spanien, war ein leidenschaftlicher Violinpieler. Wenn bei Hofe Kammermusik aufgeführt wurde, nahm der König die Stelle an dem Pulse seines ersten Violinisten Boccherini ein, der ein wahrer Künstler und Komponist war, dann aber die zweite Violine übernehmen mußte. Durch diesen Stellenwechsel litt zwar die Eigenliebe Boccherinis ein wenig, noch mehr aber sein Ohr. Denn der König spielte auf eine entsetzliche Weise falsch und so sehr gegen den Takt, daß keiner der anderen Musiker ihm zu folgen vermochte. Dadurch entstand zwischen ein fürchterliches Durcheinander, das den König stets in Aufregung versetzte, weil er die Schuld selbstverständlich nicht sich, sondern den anderen zuschob.

Freilich: noch größer als des Königs Wut war die Verzweiflung des Komponisten, der seine Werke auf eine unglückliche Weise verzehrt sah. Um sich dieser Marter zu entziehen, verfiel er daher eines Tages auf folgende Ausflucht: er schrieb ein Quartett, in dem die führende Stimme der zweiten Violine

zufiel, während die erste ein gleichmäßiges Thema durchzuführen hatte, das das Murmeln des Baches vorstellte.

Der König spielte das erste Blatt ruhig ab. Als sich auf dem zweiten das gleiche Thema wiederholte, warf er Boccherini einen zornigen Seitenblick zu, da ihm ein Licht aufging. Als er aber das dritte Blatt umgeschlagen hatte, war ihm das Ganze plötzlich klar, und voller Zorn warf er sein Instrument fort, sprang auf Boccherini zu, faßte ihn beim Kragen und befahl ihm, den Palast augenblicklich zu verlassen, binnen wenigen Tagen aus Spanien zu verschwinden und nie dahin zurückzukehren. Um die Strenge dieses in der ersten Hitze gegebenen Befehls zu mildern, setzte er dann dem vertriebenen Künstler ein lebenslangliches Jahresgehalt von 1200 Livres aus.

Boccherini fand hierauf eine Anstellung am Hofe des deutschen Kaisers, der ebenfalls Ansprüche darauf machte, ein vorzüglicher Violinpieler zu sein. Eines Tages fragte er ihn: „Welchen Unterschied finden Sie zwischen dem Talente meines Vaters Karl IV. und dem meinigen?“ „Sire,“ erwiderte der Komponist als echter Höfling, ohne zu zögern, „Karl IV. spielt wie ein König und Eure Majestät spielt wie ein Kaiser!“

Landgraf Ludwig IX. von Hessen, der 1768 zur Regierung kam, hatte eine ganz eigene Musikliebhaberei, er bevorzugte Hoboisten, das Trompeter- und Pauerkorps, Pseifer und Tambours.

Der Hoboistenschor, der aus 8 Oboebälern, 4 Trompetern und 4 Fagottisten bestand, sowie die Trompeter, Pauer, Pseifer und Tambours machten alle Musik aus. Die Oboen und Fagotts wurden mit messingenen Bechern und Stürzen versehen, damit sie recht grell und schreiend klangen. Alles, was nicht diese Eigenschaft besaß, wurde verbannt. Es war eine wahrhafte Ohrenmarter, die Musik zu hören, bei der die Trompeter immer die Melodie und zwar auf einer F-Trompete mitbläsen mußten.

Schredlich aber waren die 40–50 Pseifer und Tambours. Von den Tambours erntete derjenige das größte Lob, der die meisten Felle zerhlug, weil das dem Landgrafen den Beweis gab, daß er recht herausföhlage.

Saiten-Instrumente waren ganz verbannt, da sie sich nach dem Urtheil des Landgrafen nur für Kirchemsiedler schickten.

Der Landgraf komponierte die Märsche, die sehr melodienreich waren, für die Oboisten, Pseifer und Tambours selbst, und zwar am Klavier. Die Kapellmeister Brunner, Schüler und Metzger mußten sie dann schnell aufschreiben und in Stimmen setzen. Auf diese Art soll er die unglückliche Zahl von mehr als 40 000 Märschen komponiert haben. Ja, man spricht sogar von 100 000, wenigstens finden sich in dem Archiv Märsche vor, deren Nummern bis in die 90 000 laufen. Wenn man bedenkt, daß der Landgraf stets einen Kapellmeister neben sich hatte, wenn er am Klavier komponierte, der die Melodien aufschreiben und nachher in Partitur setzen mußte, was die meiste Zeit in Anspruch nahm, und daß ferner die Märsche nur zwei Teile ohne Trip, und jeder Teil nur zwölf Takte hatte, so läßt sich allenfalls die Möglichkeit denken, daß der Landgraf bei seiner Vorliebe für Militärmärsche soviel komponiert haben kann. Außerdem waren die Märsche recht melodienreich und in einem recht langsamen Tempo gehalten.

Im Pauen und Trommelschlagen konnte selten jemand den Landgrafen übertreffen. Er ließ es sich oft viel kosten, um einen neuen Marsch zu bekommen. So besaß er einen Marsch für Pseifer und Tambours, der allgemein der 6000-Gulden-Marsch genannt wurde. Man erzählt sich hier von folgendes:

Als sich der Landgraf auf einer Reise in Aachen befand, hörte er dort von den Pseifern und Tambours einen Marsch, der ihn so gefiel, daß er ihn zu besitzen wünschte, doch wollte er ihn nicht fordern. Er blieb daher solange in Aachen, bis er die Melodie pfeifen und die Trommelschläge schlagen konnte. Nun erst wollte er abreisen und erhielt von dem Wirt eine Rechnung, die 6000 Fl. betrug. Der Marsch bekam daher den Namen „Der 6000-Fl. Marsch“.

Nach einer soeben veröffentlichten deutschen Statistik, die sich auf 79 private und öffentliche Lebensversicherungs-Unternehmungen bezieht, waren am 31. Dezember 1928 9,1 Millionen Lebensversicherungs-Policen in Höhe von 13,1 Milliarden Mark in Kraft. Es ist also fast wieder der Vorkriegsstand erreicht; denn Ende 1913 waren 14 Milliarden Mark Lebensversicherungen in Deutschland abgeschlossen. Allerdings ist inzwischen die Kaufkraft des Geldes gesunken, so daß eigentlich eine um 50 Prozent höhere Versicherungssumme nötig wäre, um den gleichen Versicherungsschutz zu bieten wie vor dem Kriege. Es wäre zu wünschen, daß auch diesem Umstand in weitgehendem Maße Rechnung getragen wird. Dies um so mehr, als die Prämien heute niedriger sind als vor dem Kriege, und die Lebensversicherung somit als eine der wenigen "Waren" gelten kann, die nicht teurer, sondern billiger geworden sind.

Vom bösen und vom braven Papagei.

Emma Anastasia Knochenhauer, Witwe des seligen Johannes Knochenhauer, gewesenen Gerichtsvollziehers und Lotterievereinschritfführers, hat einen ganz wundervollen Papagei. Der wundervolle Papagei ist aber ein ganz böser, ungezogener Papagei, denn er sagt den Tag mindestens siebenundzwanzigmal: „Die Alte soll der Teufel holen.“

So was ist unehört, himmelschreiend. Es war deshalb schon lange bei Emma Anastasia Knochenhauer tiefgründiges Sinnen und Erwägen, wie diesem Gassenbuben von Papagei Lebensart und Benehmen beizubringen wäre, denn 27 mal 365 macht 9855 im Jahr, und soviel niederträchtige Unarten, das ist für den Ruf eines guten Hauses zu viel.

Da erfuhr Emma Anastasia Knochenhauer, die entrüstete Witwe des seligen Gerichtsvollziehers Knochenhauer, daß im Nachbardorf Großpumpelshausen der Herr Lehrer einen sehr artigen und dazu sogar einen sehr frommen Papagei hatte. Dieser artige und fromme Papagei sagte sogar jeden Tag seine dreißigmal: „Herr, erhöhe unser Flehen.“

Unart kann nur durch Art, nur durch das gute Beispiel wieder auf eine untadelige Formel gebracht werden. Da war es also nun ein idealer Gedanke der unglücklichen und entrüsteten Gerichtsvollzieherswitwe, schon am nächsten Tag samt Käfig und Papagei nach Großpumpelshausen zu wandern und den Herrn Lehrer zu bitten, daß er sich ihres Galgenstricks von Papagei annehme.

Der Herr Lehrer, ein lieber, allezeit hilfsbereiter Mann, versicherte die Bittstellerin seines ganzen Bestandes und ersuchte die Witwe Knochenhauer, in einigen Wochen wiederzukommen. Er werde den ungezogenen Papagei direkt neben seinen braven, wohlgezogenen Papagei hängen, und da werde sich bald alles wieder geben.

Glückselig ging Emma Anastasia Knochenhauer von dannen, um drei Wochen später, von tausend sehnächtigen Erwartungen beflügelt, wieder nach Großpumpelshausen zurückzukehren.

Als die Witwe Knochenhauer auf der Schwelle der Lehrerswohnung auftauchte, schrie der Knochenhauer-Papagei aus Leibeskräften: „Die Alte soll der Teufel holen.“ Und der brave, wohl-erzogene Papagei des Herrn Lehrers rief gleich hinterher, weniger laut, aber um so salbungsvoller: „Herr, erhöhe unser Flehen.“

Aus aller Welt.

Eine ausgezeichnete Informationsquelle ist die im Rudolf-Lorenz-Verlag, Charlottenburg 8, erscheinende „Deutsche Kurz-Post“ (D.K.P.), welche wöchentlich einmal erscheint. Weitestes Geschäftskreis und beste Leserschaftlichkeit, größte Mannigfaltigkeit des Inhalts, Kürze und Klarheit der Schreibweise sind die wesentlichsten Kennzeichen dieser Zeitschrift, die bereits längst in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden hat. Nicht langatmige Aufsätze und Abhandlungen enthält die „Deutsche Kurz-Post“, sondern in ihren Mitteilungen werden Wesen und Kern der betreffenden Sache objektiv herausgeschält, so daß der Leser sofort im klaren ist, worum es sich handelt. Er kommt somit in die Lage, die ihn interessierende Sachlage rasch zu überblicken und daraus die ihm geeignete erscheinende Anwendung zu ziehen. Der Inhalt der „Deutschen Kurz-Post“ besitzt infolgedessen bleibenden Wert für den Abonnenten, als die einzelnen Mitteilungen, nach Gruppen gelondert, in einem eigens zu diesem Zweck hergestellten Ordner gesammelt und somit jederzeit ohne Mühe leicht aufgefunden werden können. Kommt die Zeitschrift mit der Post an, so wird das betreffende perforierte Blatt abgetrennt und eingeordnet, natürlich können auch einzelne kleinere Notizen ausgeschnitten werden. Der Bezugspreis beträgt monatlich 2,80 RM., der des Ordners 1,75 RM. Probenummern gratis und unverbindlich.

Das Spaziergehen auch eine Arbeit. „Dummheit“, wird mancher sagen, „denn wenn ich spaziergehe, will ich mich erholen.“ Von vielen hört man allerdings auch sagen, daß sie das Laufen ermüde. Und das stimmt, denn das Laufen selbst beim Spaziergehen ist eine Bewegung, die, da die Beine die ganze Last des Körpers zu tragen haben, einen bestimmten Kraftaufwand erfordern, also immerhin Arbeitsleistung bleibt. Ob dieser Kraftaufwand bei verschiedenem Körpergewicht auch ein verschiedener ist, müßte erst wissenschaftlich ausprobiert werden. Erwiesen ist aber bereits, daß man bei nur einständigem Spaziergang soviel Kräfte verbraucht, um 9000 Zentner auf die Höhe eines Fußes zu heben. So ein mehrstündiger Sonntagsausflug erfordert also eine ganze Portion ungewollter Kraftleistung, ist aber gesund, da durch regelmäßiges Spaziergehen eine gezielte Wechselwirkung aller unserer inneren und äußeren Organe ausgelöst wird und zur gesunden Funktion derselben führt.

Aus unserem Karitätenkasten.

603.
Die Gefräßigkeit der Insekten ist eine ganz ungeheure. Der Seidenwurm z. B. frißt in 36 Stunden das 86 000fache seines kurz nach der Geburt festgestellten Eigengewichts an Blättern.

604.
Aus sämtlichen Meeren könnten 6000 Millionen Tonnen Gold gewonnen werden.

605.
Die Erde hat einen Mond, Mars 2, Jupiter 7, Saturn 10, Uranus 4, Neptun 1; Saturn ist außerdem von drei Dunststrängen umgeben, die aber mit ihm nirgends zusammenhängen.

606.
Der Stern Neptun wurde von Galle in Berlin 1846 entdeckt, nachdem Le Verrier (Paris) die Notwendigkeit seines Vorhandenseins durch Rechnung erwiesen hatte.

607.
Die Erde ist nahezu eine Kugel, deren mittlerer Durchmesser 12 740 Kilometer mißt. Der Umfang dieser Kugel beträgt rund 40 000 Kilometer, ihre Oberfläche rund 510 Millionen Quadratkilometer.

608.
Der Nil speist bei Assuan durch den 1,8 Kilometer langen, mit 180 Durchlässen versehenen Staubbamm ein Staubecken, mindestens so groß wie der Genfer See (577,8 Quadratkilometer), und durch dessen Wasservorrat soll der Kulturboden Ägyptens auf die siebenfache Größe gebracht werden. Dazu kommen noch drei Stauwerke.

609.
Die Leistung eines Geschosses von 30 Zentimeter Kaliber beim Verlassen der Geschützöffnung beträgt rund 5 Millionen Pferdestärken.

610.
Die beiden Grundformen der menschlichen Wohnungen sind das Zelt und das Blockhaus. Jenes entstand in Steppengebieten, dieses in waldreichen Landschaften.

611.
Die Sonnenstrahlen enthalten nach den Messungen von Langley 35 Prozent ihrer Gesamtenergie in Form sichtbaren Lichtes, während die übrigen 65 Prozent unsichtbare Strahlen und Wärmestrahlen darstellen.

612.
Der Mondstein, ein farbloser Feldspat, zeigt gegen das einfallende Licht silberweiße Reflexe.

613.
Portwein enthält 17 bis 25 Prozent Alkohol.

614.
Zum Anfang des 18. Jahrhunderts war es zu Dresden ein Hoffpaß, die regierenden Herren und Damen, sowie anwesende Gäste auf der großen Wage im Zeughaufe zu wiegen. Das Wiegebuch enthält u. a. folgende Zahlen: Kron-Unterkanzler Plopy vormittags 273, nachmittags 278 Pfund, der Kron-Schachmeister Voltatowsky vormittags 217, nachmittags 212 Pfund. Die (vielgeliebte) Gräfin Orfelky wog am 20. Februar 1725 132 Pfund und am 19. Juli 1728 129 Pfund. König August wog mit 42 Jahren 280 Pfund.

615.
Es gibt über 400 verschiedene Arten von Fledermäusen.

616.
Die Sporen des Bärlapps nehmen kein Wasser an.

617.
Die Blutkörperchen der Taube sind achtmal so groß wie die der Menschen.

618.
Nur noch in wenigen größeren Parkanlagen Deutschlands kann man gegenwärtig den Damhirsch beobachten. Aber in freier Wildbahn kommt er nirgends mehr vor; ob er überhaupt einmal in vorhistorischer Zeit in Deutschland heimisch war, ist nicht sicher erwiesen. Da das Damwild wärmere Gegenden bevorzugt, ist es am häufigsten noch in den Parks von England, in Kleinasien und in den Ländern um das Mittelmeer herum anzutreffen.

Fröhliche Ecke.

Gustav paßt nicht auf. Der Lehrer erzählt: 1 und 1 gleich 2, 2 und 2 gleich vier, 4 und 4 gleich acht. Er verdeutlicht das: ein Dohse und noch ein Dohse, das sind zwei Dohsen. Zwei Dohsen und noch zwei Dohsen, das sind vier Dohsen. Vier und noch einmal vier Dohsen, das sind acht Dohsen, und wenn recht viele Dohsen beieinander sind, daß man sie nicht gleich zählen kann, dann heißt man das: eine Herde.

Gustav paßt nicht auf. Der Lehrer fragt ihn: „Warum paßt du nicht auf?“ „Ich habwe woohl offgebahd!“ „Dann wiederhole, was ich sagte!“ „En Dze und noch eent, das sinn zwee-e, zwee-e und nochemah zwee-e, das sinn fiehre — fiehre — zwee-e unn fiehre — unn wenns so fiehl Dzn sinn, daß mer se nich mähr zähl gann, dann — dann — nenn mer das enne Beherde (Behörde)!“